

Michael Makropoulos

TENDENZEN DER ZWANZIGER JAHRE

Zum Diskurs der Klassischen Moderne in Deutschland

I

Es ist schwierig geworden, über die 20er Jahre in Deutschland etwas zu sagen, das so oder ähnlich nicht schon gesagt worden wäre. Selbst der Titel dieser Überlegungen ist geborgt, von der großen Berliner Ausstellung, die Ende der 70er Jahre die ästhetische Produktion der 20er umfassend präsentierte und die konkurrierenden Strömungen in der Malerei, der Architektur und der Literatur der sogenannten Klassischen Moderne dokumentierte.¹ Aber geborgt oder nicht – er scheint der beste zu sein in seiner Vagheit, wenn man versuchen will, einige Züge des Diskurses zu verdeutlichen, der die soziale Konstruktion von Wirklichkeit in den 20er Jahren leitete. Denn mehr als Tendenzen hat es in den 20er Jahren nicht gegeben, und daran ändert sich auch dann nichts, wenn man diese, wie es üblich geworden ist, um drei Jahre verlängert und dann als das bloße Krisenvorspiel zur Katastrophe der europäischen Moderne betrachtet, garniert mit einem politischen und ästhetischen Tanz auf dem Vulkan. Auch wenn die 20er Jahre die Inkubationszeit des Dritten Reiches waren, so hatten sie doch keine Finalität dorthin, obwohl manches dafür zu sprechen scheint. Denn mindestens dies eine spricht dagegen: Geschichte wird von denen, die sie machen und erleiden, stets als ein offenes Unternehmen betrachtet und kann nur so von ihnen betrachtet werden. Wenn nämlich der Begriff des "historischen Handelns" irgend Sinn haben soll, dann setzt das, was "historisches Handeln" heißt, die relative Offenheit der Zukunft voraus, weil es, wie jedes Handeln, Entscheidung zwischen mehreren exklusiven Möglichkeiten ist, die wirklich existieren und Zukunft so gerade nicht determinieren. Nur dort, wo der Ausgang der Sache nicht festgelegt ist, kann überhaupt von Handeln sinnvoll die Rede sein, anderenfalls man ja vom bloßen Vollzug sprechen müßte, sei es dem eines göttlichen Heilsplanes, sei es dem säkularer Gesetze der Geschichte.² Auch die Gesellschaft der 20er Jahre in Deutschland betrachtete sich als eine Gesellschaft mit offener Zukunft – was in dieser Formulierung sehr untertrieben ist. Und sosehr in dieser Zeit selbst durchaus für möglich gehalten wurde, was dann tatsächlich auf sie folgte – und was seit 1922 in Italien in seiner milderen Spielart studiert werden konnte und auch studiert wurde –, so wenig wurde

¹ Tendenzen der Zwanziger Jahre. Katalog zur Ausstellung. Berlin 1977.

² Rüdiger Bubner: Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Frankfurt/M. 1984, Kap. I.

doch diese eine Möglichkeit von den Zeitgenossen als die einzige betrachtet, oder gar als die sich aufzwingende, und von vielen nicht einmal als die wahrscheinliche. Der Faschismus war in der Selbstwahrnehmung der Weimarer Republik eben nur eine Möglichkeit unter mehreren konkurrierenden, und zu einer realen politischen Option wurde er für breitere Kreise überhaupt erst seit 1929.³ Deshalb also: Tendenzen der 20er Jahre, und das heißt, Positionen und Optionen der klassisch modernen Gegenwartsdiagnose.

II

"Klassische Moderne", das ist der Sammelbegriff für die verschiedenen ästhetischen Strömungen der 20er Jahre. Sie sind in ihrer Besonderheit nicht denkbar ohne die expliziten gesellschafts- und kulturkritischen Positionen, die mit ihnen korrespondierten, sich oft erst aus ihnen heraus entwickelten, und die weit über die Ästhetik hinaus auch den philosophischen und politischen Diskurs der 20er Jahre kennzeichnen.⁴ Aber diese Strömungen entstanden in ihrer Mehrzahl nicht erst in den 20er Jahren, sondern fanden hier erstmals die Möglichkeit, sich ungehindert zu entfalten. Alle wichtigen Neuerungen waren nämlich schon vor dem ersten Weltkrieg da, in der Literatur, der Malerei, der Musik, der Architektur: Expressionismus, Abstraktion, Atonalität, Funktionalismus.⁵ Doch was im Kaiserreich marginal und exzentrisch gewesen war, das geriet jetzt in Zentrumspositionen, und seine *raison d'être* war nun nicht mehr, sich von einer Tradition abzusetzen und gegen sie neue Möglichkeiten zu entwerfen und zu erproben, sondern die neue gesellschaftliche Situation irgendwie zu verarbeiten, die jetzt eingetreten war.⁶ Denn in den 20er Jahren ist in Deutschland zum ersten Mal umfassend und unabweisbar Wirklichkeit geworden, was man "Modernität" nennt.

Eine Gesellschaft ist modern, wenn sie nicht primär durch Tradition bestimmt und nicht auf eine einzige Zukunft finalisiert ist, weil die Erwartungen, die in ihr gehegt werden, nicht an die bisherige Erfahrung gebunden sein müssen und dieser sogar entgegenstehen können. Das soziale Charakteristikum von Modernität ist die weitgehende Freisetzung der Individuen aus angestammten und

³ Vgl. René König: Zur Soziologie der Zwanziger Jahre. In: Leonhard Reinisch (Hg.), *Die Zeit ohne Eigenschaften*, Stuttgart 1961, S. 105.

⁴ So auch Detlev J.K. Peukert: *Die Weimarer Republik 1918-1933. Krisenjahre der Klassischen Moderne*. Frankfurt/M. 1987, S. 11, sowie Ders.: *Max Webers Diagnose der Moderne*. Göttingen 1989, S. 65f.

⁵ Vgl. Helmuth Plessner: *Die Legende von den Zwanziger Jahren*. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, Frankfurt/M. 1982 (1962); Theodor W. Adorno: *Jene Zwanziger Jahre*. In: Ders., *Eingriffe*, Frankfurt/M. 1963, S. 59.

⁶ Vgl. Peter Gay: *Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918-1933*. Frankfurt/M. 1968, S. 25.

umfassenden Gruppenbindungen – mit der Folge ihrer sozialen und räumlichen Mobilität. Der lebensweltliche Effekt dieser gesellschaftlichen Situation ist die Vielfalt von Lebensentwürfen und Lebensgewohnheiten an einem Ort und zu gleicher Zeit. Es ist eine Vielfalt, in der sich diese einzelnen Lebensentwürfe und Lebensgewohnheiten nebeneinander verwirklichen oder gegenseitig verwerfen, sich ergänzen oder einander ausschließen, sich allemal aber autonom gestalten und nicht zwingend aufeinander bezogen sind. Werden sie jedoch aufeinander bezogen, dann relativieren sie sich gegenseitig und halten so verschiedene, vielleicht disparate Möglichkeiten der Lebensführung präsent. Diese Simultanpräsenz von Heterogenem erfordert die unablässige bewußte Konstruktion subjektiver und sozialer Kohärenz um leben und handeln zu können. Keine dieser Konstruktionen des Selbst und des Sozialen ist freilich von Dauer, weil sie stets durch mindestens eine andere relativierbar ist und ihre Dauerhaftigkeit die Reduktion der heterogenen Möglichkeiten voraussetzte. Und keine dieser Kohärenzkonstruktionen ist in einem einzigen Kriterium im Sinne eines substantiellen und damit definitiven ontologischen Letztgrundes fundierbar, sondern irreduzibel selbsttragend. Deshalb sind Wirklichkeiten in dieser Situation nur kontextuell verankert und Ordnungen kontingent – sie könnten auch anders sein. In metaphysischer Hinsicht ist eine moderne Gesellschaft darum vollständig immanent, nicht geschichtlicher Ort eines transzendenten Sinnes, sondern funktionales Integral pluraler Wirklichkeiten und ihnen entsprechender segmentärer Beziehungen statt vollständiger Determinierungen, temporärer Relationen statt definitiver Bindungen. Und sie ist phänomenologisch präsent in der Großstadt von metropolitaner Dimension und der ihr entsprechenden urbanen Lebensform.⁷

Modernität im Sinne dieser Definition wurde in Deutschland historisch erstmals im Berlin der 20er Jahre Wirklichkeit – und sie wurde von den Zeitgenossen geradezu automatisch als eine absolut offene und deshalb hochgradig krisenhafte Situation erfahren, mit allem was eine solche Erfahrung an Gereiztem, Akutem und Radikalem begleitet.

III

Dahinter stand nicht zuletzt das traumatische Erlebnis des Ersten Weltkriegs und seiner Folgen, seiner individuellen wie kollektiven. Robert Musil dazu, 1921, mit der ihm eigenen Ironie: "Ich glaube, daß das seit 1914 Erlebte die

⁷ Zusammenfassend Hans-Ulrich Gumbrecht: Modern, Modernität, Moderne. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131; zur Urbanität vgl. den klassischen Aufsatz von Louis Wirth: Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology, 44, 1938, p. 1-24.

meisten gelehrt haben wird, daß der Mensch ethisch nahezu etwas Gestaltloses, unerwartet Plastisches, zu allem Fähiges ist; Gutes und Böses schlagen bei ihm gleich weit aus, wie der Zeiger einer empfindlichen Waage. Es wird voraussichtlich damit noch ärger werden, und die Menschen werden den heute um sie gelegten, ohnedies halb ohnmächtigen ethischen Klammern immer mehr entgleiten."⁸ Der Verlauf des Krieges hatte zur Gewißheit geführt, daß auch das ganz und gar Unvorstellbare Wirklichkeit, und seither einfach nichts mehr ausgeschlossen werden konnte – spätestens seit die Kämpfe den strategischen Kalkülen entglitten und in eine nicht mehr beherrschbare Materialschlacht, einen aberwitzigen Stellungskrieg gemündet waren. Es war etwas geschehen, das alles bis dahin Vorstellbare überstieg und so nicht nur alle bisherige Erfahrung entwertete, sondern die Möglichkeit von Erfahrung überhaupt in Frage stellte. Eben weil gerade das Unvorstellbare, das sonst weit jenseits des Horizonts des Möglichen liegt, Wirklichkeit geworden war, hatte der Möglichkeitshorizont der Nachkriegsgesellschaft seine Grenze verloren. Und damit das Feld möglicher Erfahrung, das dieser Grenze bedarf. Was war noch Erfahrung, was nicht mehr? Und wie sollte überhaupt noch Erfahrung möglich sein, wenn das, was erlebt worden war und als Kriegsfolge erlebt wurde, in keinen erfahrungsfähigen Zusammenhang zu bringen war, weil es alle Kriterien sinnhafter Kohärenz entwertete? Walter Benjamin hat dies rückblickend 1936 vielleicht am ergreifendsten zum Ausdruck gebracht: "Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und sie fällt weiter ins Bodenlose. Denn nie sind Erfahrungen gründlicher Lügen gestraft worden, als die strategischen durch den Stellungskrieg, die wirtschaftlichen durch die Inflation, die körperlichen durch die Materialschlacht, die sittlichen durch die Machthaber. Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken und unter ihnen, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper."⁹

Was mit einer gar nicht so fiktiven Verbindung aus einem Begriff Benjamins mit einem von Carl Schmitt als "chockförmige" "Suspendierung" der Erfahrung als Leitkriterium des Denkens und Handelns gedeutet wurde, das geriet, wie Gottfried Benn es 1933 ebenfalls rückblickend formulierte, zum "grauenvollen Chaos von Realitätszerfall und Wertverkehrung". Es war für ihn die "Auflösung der Natur, Auflösung der Geschichte", und "selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft" waren "substantiell gar nicht mehr zu fassen", sondern bloße "Funktionen" geworden. Es gab "keine Wirklichkeit" mehr,

⁸ Robert Musil: Die Nation als Ideal und Wirklichkeit. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 2, Reinbek 1978, S. 1072f.

⁹ Walter Benjamin: Erfahrung und Armut. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. II.1, Frankfurt/M. 1972, S. 214.

"höchstens noch ihre Fratzen".¹⁰ Mit dem zum kulturkritischen Modewort avancierten und geschichtsphilosophisch aufgeladenen terminus technicus für den Militäreinsatz im Inneren gesagt, war es der "Ausnahmezustand". Und den definierte Schmitt 1922 als "Suspendierung der gesamten bestehenden Ordnung".¹¹ Es war der schlagartige Einbruch von etwas Neuem, etwas für die Zeitgenossen so exzeptionell Neuem, daß alle bekannten Möglichkeiten, Neues zu verarbeiten versagten.

Aber das ausgesprochen Dramatische, das diese Zeitwahrnehmung färbte und im Topos des "Chaos" sein Schlagwort fand, das unisono gebraucht wurde, blieb keineswegs nur auf die Jahre unmittelbar nach dem Ende des Krieges beschränkt. Das Unerhörte der krisenhaften Offenheit dauerte vielmehr an. Klaus Mann, 1927: "Wir sind in der sonderbaren Lage, ständig alles für möglich zu halten, das macht uns angespannt und bewahrt vor Erstarrung. Haben wir nächste Woche die Monarchie und einen Kaiser im Land? Wir werden uns nicht im mindesten darüber erstaunen. Haben wir übermorgen den kommunistischen Sowjetstaat mit Terror und roter Fahne? Wir sind auf alles gefaßt."¹² Die Situation wurde, Benjamin schrieb es 1933, als tabula rasa erfahren – eine tabula rasa freilich, die auch als Konstruktionstisch verwendet werden konnte, und die selbstverständlich so verwendet wurde.¹³ Aber es war eben doch auch eine tabula rasa, die als Konstruktionstisch verwendet werden mußte, ob man wollte oder nicht. Und diese Ambivalenz zwischen Möglichkeit und Notwendigkeit des Konstruierens prägte die strategische Situation der Klassischen Moderne entscheidend.

Aus den avantgardistischen Experimenten im Kaiserreich wurden jetzt Versuche, eine "neue Wirklichkeit" zu schaffen, wie nicht nur Benn die Sache nannte.¹⁴ Indem das, was man erlebte, als "transzendente Obdachlosigkeit" gedeutet wurde, wie Georg Lukács' berühmte Formel lautete, ging es allerdings nicht nur um irgendeine "Totalität", die wiederhergestellt werden sollte, sondern darum, wie Siegfried Kracauer 1922, Lukács' Formel aufgreifend, das Ziel beschrieb, "in den erfüllten Raum der durch einen höchsten transzendenten Sinn überdachten Wirklichkeit zu gelangen" und "eine vertriebene Menschheit wieder in die neu-alten Bereiche der gotterfüllten Wirklichkeit" zu führen, zu einer "neuen Wirklichkeit und einem alten Absoluten", wie Benn es dann genannt

¹⁰ Gottfried Benn: Expressionismus. In: Ders., Das Hauptwerk, Bd. 2, Wiesbaden 1980, S. 127.

¹¹ Carl Schmitt: Politische Theologie. München und Leipzig 1934 (1922), S. 18f; zum Begriff des "Ausnahmezustandes" vgl. Hans Boldt: Ausnahmezustand. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 343-376.

¹² Klaus Mann: Heute und Morgen. Hamburg 1927, S. 13.

¹³ Vgl. Walter Benjamin: Erfahrung und Armut, a.a.O., S. 215.

¹⁴ Benn, Expressionismus, a.a.O., S. 128.

hat, der ein eingeschworener Gegner Kracauers war.¹⁵ Benjamins Forderung an die "gegenwärtige Philosophie", 1917 schon gegen die neukantianistische Reduktion der Erfahrung auf die bloße "Gegenstandswelt": die Stiftung einer "neuen konkreten Totalität von Erfahrung", nämlich "Religion". 1936 dann im Kontext seiner immer noch fraglos als modern, und seit neuestem auch noch als postmodern interpretierten Medientheorie: Das Formproblem der "neuen Kunst", also des Films sei, den "menschlichen Wahrnehmungsapparat" in die modernen technisch-artifiziellen Wirklichkeiten einzuüben, und so den ontologischen Grund der modernen Wirklichkeiten aufzuzeigen, eben das, "was an ihnen Natur ist".¹⁶ Nicht zuletzt daraus werden die verschiedenen Versuche einsichtig, zu elementaren Dimensionen der Phänomene vorzudringen, sei es in der Malerei und Architektur, die in den 20er Jahren die Reduktion der Gestaltungselemente bis zu den geometrischen Grundformen vorantrieben, sei es aber auch in der politischen Theorie, wo Schmitt im Rückgriff auf das extremst mögliche Kriterium einen 'substantiellen' Begriff des Politischen aus dem grundlegenden Verhältnis von Freund und Feind zu gewinnen suchte, einen Begriff des Politischen, der auf die geordnete Homogenisierung der "chaotischen" Heterogenität zielte. Schmitt hat das Problem juristisch gefaßt und daraus die Möglichkeit und die Notwendigkeit souveräner ordnungsstiftender Entscheidung abgeleitet – freilich nicht nur mit Blick auf rechtstheoretische Fragen. Denn seine Metaphysik der Dezision hatte durchaus handlungstheoretisch-systematische Ambitionen. Und später dann barbarische politische Konsequenzen. Sie mündete 1934 in die Apologie des "Führers" als Recht setzender Instanz.¹⁷

IV

Es bedarf keiner besonders subtilen hermeneutischen Horizontverschmelzung mit der Selbstdiagnose der 20er Jahre, um zu begreifen, daß das, was sich ereignet hatte, als katastrophischer Zusammenbruch einer ganzen Welt erfahren wurde. Und was an ihre Stelle getreten war, das war nicht einmal ihre Kümmerform. Aber Erfahrung ist nicht vor aller Deutung, sondern überhaupt nur mithilfe von Deutungskriterien möglich, die die *facta bruta* der Ereignisse und

¹⁵ Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Darmstadt/Neuwied 1972, S. 32. Siegfried Kracauer: Soziologie als Wissenschaft. In: Ders., Schriften, Bd. 1, Frankfurt/M. 1974, S. 7; Benn, Expressionismus, a.a.O., S. 129.

¹⁶ Walter Benjamin: Über das Programm der kommenden Philosophie. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. II.1, a.a.O., S. 170; Ders.: Das Passagen-Werk. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. V.1, Frankfurt/M. 1985, S. 500.

¹⁷ Vgl. Carl Schmitt: Der Führer schützt das Recht. In: Ders., Positionen und Begriffe, Berlin 1988, S. 199f.

Erlebnisse in Erfahrung überführen, indem sie ihnen kohärenzfähige Bedeutungen zuweisen. Diese Deutungskriterien haben Indikatoren, nämlich die Wirklichkeitserwartungen, die in einer gesellschaftlichen Situation als Erwartungen einer bestimmten Qualität von Wirklichkeit gehegt werden.

Wirklichkeit ist, auch wenn das harten Empirikern wohl nie einleuchten wird, eine historisch höchst wandelbare Sache, wie Hans Blumenberg gezeigt hat. Er unterscheidet vier Wirklichkeitsbegriffe: den antiken der "Realität der momentanen Evidenz"; den mittelalterlichen und bis in den Übergang zur Neuzeit gültigen Wirklichkeitsbegriff der "garantierten Realität"; den neuzeitlich-frühmodernen der kontextuell verankerten und konstituierten Realitäten; sowie den modernen der widerständigen, ganz und gar unverfügbaren, kontingenten Realitäten.¹⁸ Entscheidend daran: Realität der momentanen Evidenz und garantierte Realität sind jeweils homogen, kontextuell verankerte und widerständige Realitäten aber prinzipiell heterogen. Was aber von den Akteuren der Klassischen Moderne erwartet wurde an "neuer Wirklichkeit" – im Singular! – und ihren Diskurs strategisch bestimmte, war die gereizte Reaktion auf die fortschreitende Pluralisierung und vehemente Präsenz widerständiger Wirklichkeiten. Denn diese heterogene Pluralität wurde als nivellierende Relativität erfahren. Und als Situation der bodenlosen Kontingenz gedeutet.

Kontingent ist, was auch anders möglich ist, und es ist auch anders möglich, weil es keinen notwendigen Existenzgrund hat.¹⁹ Kontingent ist also einerseits alles Zufällige, Unverfügbare, das sich Planung entzieht. Kontingent ist aber andererseits auch alles das, was Produkt menschlichen Handelns im Sinne einer willkürlichen Konstruktion ist, die auch anders sein könnte. Dieses Künstliche ist es, was das Problematische der Kontingenz ausmacht – und das nicht erst durch die ontologische Aufladung der Sache, die den gegenwartskritischen Diskurs der Klassischen Moderne prägte und die, nebenbei bemerkt, via Kritische Theorie bis heute fortwirkt. Problematisch ist schon die dieser Metaphysik des Kontingenten vorgängige, nämlich die handlungstheoretische Dimension der Sache.

Handeln ist die Entscheidung zwischen verschiedenen Möglichkeiten und setzt die Existenz verschiedener wirklicher Möglichkeiten überhaupt voraus, wenn man sinnvoll von Handeln im Unterschied zum Vollzug eines prädestinierten Vorgangs sprechen will. Ist aber Handeln die freie Entscheidung zwischen mehreren Möglichkeiten, dann stellt sich sofort die Frage nach dem Kriterium, das diese Entscheidung anleitet. Innerhalb einer homogenen Wirklichkeit ist

¹⁸ Vgl. Hans Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans. In: Poetik und Hermeneutik, 1, 1964, S. 10ff.

¹⁹ Zum Begriff der Kontingenz vgl. Michael Makropoulos: Möglichkeitsbändigungen. Disziplin und Versicherung als Konzepte zur sozialen Steuerung von Kontingenz. In: Soziale Welt, 41 (1990), S. 407-423.

dieses Kriterium die Erfahrung, die in einem definierten Horizont des Möglichen steht, der mit dieser einen Wirklichkeit korrespondiert, und der dadurch eine signifikante Grenze hat, daß jeder Möglichkeitshorizont gerade kein offener Letzthorizont des Möglichen überhaupt ist, sondern aus der Realität bezogen und gewonnen wird. Was geschieht aber, wenn Wirklichkeit sich in verschiedene kontextuelle Wirklichkeiten vervielfältigt, und damit der Möglichkeitshorizont ins Unabsehbare geöffnet wird? Und was geschieht, wenn selbst das Unvorstellbare eintritt, Wirklichkeiten traumatisch präsent werden und alle bisherige Erfahrung dadurch entwertet wird, daß es überhaupt keinen konturierteren Möglichkeitshorizont mehr gibt und ständig alles möglich zu sein scheint? Es tritt das ein, was nicht nur Schmitt als Ausnahmezustand bezeichnete, jene normative Leere und tabula rasa, die nicht nur im Ästhetischen, sondern auch im Politischen dezisionistischen Handlungskonzepten eine unwiderstehliche Evidenz verleiht. Daher das hitzige Pathos der Entschiedenheit, welches das klassisch-moderne Szenario durchzieht.

Es ist für den Diskurs der Klassischen Moderne charakteristisch, daß Kontingenz von vorneherein zu absoluter Kontingenz radikalisiert wurde, so daß nicht nur das, was man machte, anders möglich war, sondern auch die Welt, in der man es machte. Lukács hat den Begriff der Kontingenz in diesem Sinne verwendet – und hat den damit gemeinten Sachverhalt weit über die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgreifend, auf die gesamte Neuzeit bezogen. "Kontingente Welt und problematisches Individuum" waren in ihr "einander wechselseitig bedingende Wirklichkeiten".²⁰ Damit war die Situation, die als höchst krisenhafte Offenheit erfahren wurde, nicht mehr nur die aktuelle Lage nach dem Ersten Weltkrieg, sondern mindestens die gesamte Epoche der Moderne. Und die 20er Jahre waren dann in der Wahrnehmung der Zeitgenossen nicht die Krise der Moderne, sondern Modernität war die Vollendung der Krise der Geschichte, die mit der Neuzeit ausgebrochen war. Es war eine Krise, die darin bestand, daß der Neuzeit – wie man geschichtsphilosophisch konstruierte – die "spontane Seinstotalität" früherer Epochen fehlte, wie Lukács schrieb – und Kracauer übernahm, eben die fraglose Evidenz von Sinn vor aller Reflexion. Bei Benn hieß die Sache dann "unbezweifelbare Wirklichkeit", bei Schmitt legitimierte Ordnung im Unterschied zur bloß legalisierten, bei Benjamin schließlich elegisch "Aura", unwillkürliche Präsenz von Sinn.

Aber das ist scheinbar nur die eine Seite, der eine Zug des klassisch-modernen Diskurses gewesen, diese Sehnsucht nach dem Absoluten. Denn die radikale Disponibilität des ontologisch Kontingenten eröffnet andererseits überhaupt erst die Möglichkeit gestalterischer Freiheit – eine Freiheit, ohne die die Verfügbarkeitsphantasien, die das intellektuelle Szenario der Klassischen Moderne

²⁰ Lukács, Die Theorie des Romans, a.a.O., S. 67.

beherrschten, ebensowenig verständlich werden, wie die Universalität der verschiedenen politischen, sozialen, philosophischen und vor allem ästhetischen Optionen, die in den 20er Jahren miteinander konkurrierten. Gerade weil nichts mehr festgelegt war, konnte Neues erprobt werden und ist ja auch erprobt worden – und das ist die Seite der Klassischen Moderne, die noch heute so fasziniert. Aber bemerkenswert und kennzeichnend gerade für die Avantgarde dieser Epoche ist, daß ihre Akteure keineswegs darauf abonniert waren, stets das Offene zu suchen. Die Offenheit der Situation wurde vielmehr als Übergangszustand betrachtet, der beendet werden mußte und auch selbstmächtig beendet werden könnte, notfalls – und es war Notfall – mit Gewalt. Und was heute gerne als Ambivalenz zwischen einem Streben ins Offene und dem gleichzeitigen Willen zu Totalisierungen betrachtet wird, ist doch so ambivalent nicht gewesen. Der "Ausnahmestand" der absoluten Kontingenz – darin war man sich einig – mußte beseitigt werden, und deshalb war die konstruktivistische Freiheit von vorneherein auf den Versuch finalisiert, die ontologische Kontingenz zu ihrer vollständigen Aufhebung zu nutzen.

V

Den Impuls dazu hat Lukács wohl am klarsten ausgedrückt. Die Neuzeit sei "ein Zeitalter, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat".²¹ Und das war nicht nur analytisch gemeint. Denn schließlich hat er daraus die positive Funktion der modernen Kunst als "erschaffener Totalität" abgeleitet. Und war nicht der einzige dabei. Piet Mondrians Modelle universaler Harmonien waren Medien einer "neuen Realität". Walter Gropius leitete die Idee des Bauhauses emphatisch aus dem "Gedanken an eine neue Welteinheit" ab, "die den absoluten Ausgleich aller gegensätzlichen Spannungen in sich birgt". Das war es, was hinter dem Topos der Vereinigung von Kunst und Leben stand, der die Klassische Moderne geradezu elektrisierte, dem Topos der Versöhnung von Kunst und Leben, ihrer "Verschmelzung", deren Bedeutung "der geistige Wiederaufbau Europas" sein sollte, wie Theo van Doesburg 1923 schrieb.²² Und das war keineswegs nur für die ästhetischen Konzepte zentral.

²¹ Lukács, Die Theorie des Romans, a.a.O., S. 30.

²² Piet Mondrian zit. n. Walter Hess (Hg.): Dokumente zum Verständnis der modernen Malerei. Reinbek 1956, S. 102; Walter Gropius: Die neue Architektur und das Bauhaus. Mainz 1965, S. 28; Theo van Doesburg: Der Wille zum Stil. In: De Stijl, Schriften und Manifeste, Leipzig und Weimar 1984, S. 178.

"Die Ausnahme ist das nicht Subsumierbare", hatte Schmitt 1922 geschrieben, und im Ausnahmefall werde die Norm "vernichtet". Jede Norm setze aber eine "normale Situation" voraus, und keine Norm könne "für eine ihr gegenüber völlig abnorme Situation Geltung haben", ergänzte er 1928. Denn "es gibt keine Norm, die auf ein Chaos anwendbar wäre". Deshalb müsse dieses durch den rechts- und ordnungsstiftenden Entscheidungsakt einer souveränen, über der Rechtsordnung stehenden Instanz und ihre "politische Tat" beseitigt werden. Denn "der Souverän schafft und garantiert die Situation als Ganzes in ihrer Totalität", und souverän sei eben, "wer über den Ausnahmezustand entscheidet". Das war politische Theologie in dem Sinne, daß alle "prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre", wie Schmitt behauptete, "säkularisierte theologische Begriffe" waren. Und das Konzept der Souveränität war dies im eminenten Sinne – und war gegen den Rechtspositivismus auch genau so gemeint.²³

Was Schmitt als Voraussetzung von "Form im substanziellen Sinne" juristisch begründete – und politisch finalisierte, war für Benjamin, der in seiner Abhandlung über das barocke Trauerspiel schon 1924 kritisch darauf Bezug genommen hatte, das allgemeine Modell moderner ästhetischer Subjektivität und die konzeptuelle Bedingung für die Möglichkeit ihrer demiurgischen Variante, die die Avantgarde der Klassischen Moderne prägte. Benjamins allgemeine kunstsoziologische These, die sich durch seine Arbeiten der 20er und 30er Jahre zog, war, daß die Figur des modernen Künstlers, den er entschieden als Allegoriker verstand, mit dem Konzept des souveränen Subjekts korrespondierte, das den Ordnungsschwund und die Deontologisierung der Wirklichkeit selbstmächtig und exemplarisch kompensieren und am Ende abfangen könne. Und genau dagegen setzte er, den Diskurs der Klassischen Moderne über dessen eigene Grenze hinaus radikalierend, jene Kritik an, in der er versuchte, die bodenlose Kontingenz aufzuzeigen, die auch allen Totalitätskonstruktionen anhaftete, die Produkte souveräner ästhetischer oder politischer Akte sein sollten – jene Kritik, die er früh schon gegen Schmitts Souveränitätslehre formuliert hatte. Wenn nämlich diese Konstruktionen von Totalität in selbstmächtiger Subjektivität begründet waren und nur begründet werden konnten, die das transzendente Defizit kompensieren sollte, waren sie nicht nur ihrerseits kontingent, sondern auch in Kontingentem fundiert, nämlich in subjektiver Willkür. Zu einer Reduktion oder gar Eliminierung von Kontingenz führten sie gerade nicht, sondern steigerten sie ins Unabsehbare. Und daran änderte sich auch dann nichts, wenn die Authentizität des totalitätsstiftenden Subjekts ontologisiert wurde, wie er für die autonome Kunst bis hin zur konstruktivistischen Abstraktion behauptete. Selbst wenn auf diese Weise tatsächlich eine Kohärenz von nahezu onto-

²³ Schmitt Politische Theologie, a.a.O., S. 20 bzw. 51.

logischer Qualität hervorgebracht würde, bliebe sie doch stets eine subjektiv gesetzte und damit kontingente.

Das war freilich nicht nur grundsätzliche Kritik an Schmitts Dezisionismus, und es war auch mehr als nur die entschiedene Ablehnung aller modernen Konzepte ästhetischer Subjektivität samt ihrer Verlängerungen ins Politische, die seit der Frühromantik dem Künstler das Privileg zusprechen, die letzte kohärenzstiftende Instanz zu sein. Benjamin hat darin zurecht die Theologie am Werk gesehen. Es war weit darüber hinaus auch die radikale Infragestellung des neuzeitlich-aufklärerischen Konzepts selbstmächtiger Subjektivität überhaupt. Denn selbstmächtige Subjektivität steigert Kontingenz, statt sie zu reduzieren, weil sie in nichts anderem fundiert ist, als in sich selbst.

Benjamin hat damit den Diskurs der Klassischen Moderne bis ins Aporetische zugespitzt. Aber er hat ihn dennoch nie wirklich verlassen. Daß nämlich Kontingenz aufgehoben werden müsse – das stand auch für Benjamin ganz außer Frage. Fraglich war für ihn nur, ob sie aus sich selbst heraus aufgehoben werden könne. Deshalb setzte er weder auf Totalitätskonstruktionen, noch auf Avantgardekonzepte, sondern darauf, mithilfe der neuen Medien aus den modernen Wirklichkeiten den Funken spontaner ontologischer Evidenz zu schlagen. Das ging freilich über jeden Konstruktivismus hinaus. Es war Offenbarung. Und war doch in der Logik des ontologischen Kontingenztheorems nur konsequent.²⁴

VI

Der ontologische Kontingenzdiskurs, dessen Möglichkeiten Benjamin am weitestgehenden durchgespielt und am Ende ausgeschöpft hat, war der dominierende, wenn nicht sogar der hegemoniale Diskurs der 20er Jahre in Deutschland, und er steht noch heute für das, was man "Klassische Moderne" nennt. Aber er war nicht der einzige, der in den 20er Jahren existierte. Musil 1922 zum Problem, das auch er als ein Charakteristikum der historischen Situation betrachtete: "Es ist ein sehr aktuelles Gefühl von Zufall mit bei allem, was geschah. Es hieße den Glauben an die Notwendigkeit der Geschichte doch beträchtlich überspannen, wollte man in allen Entscheidungen, die wir erlebt haben, den Ausdruck einer einheitlichen Bedeutung sehn. Leicht vermag man hinterdrein im Versagen der deutschen Diplomatie oder Feldherrnkunst zum Beispiel eine Notwendigkeit zu erkennen; aber jeder weiß doch, daß es ebenso-

²⁴ Dazu ausführlich Michael Makropoulos: *Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? Walter Benjamins Theorie der Moderne*. München 1989, S. 34ff u. 133ff.

gut auch anders hätte kommen können, und daß die Entscheidung oft an einem Haar hing. Es sieht beinahe aus, als ob das Geschehen gar nicht notwendig wäre, sondern die Notwendigkeit erst nachträglich duldete." "Zufall", schrieb Musil, und nicht "Kontingenz". "Zufall, oder richtiger gesagt", korrigierte er sich, "'ungesetzliche Notwendigkeit', wo eins das andere gibt, nicht zufällig, aber doch in der durchreichenden Aneinanderkettung von keinem Gesetz beherrscht." Oder noch anders: "Schlicht gesagt: Was man geschichtliche Notwendigkeit nennt, ist bekanntlich keine gesetzliche Notwendigkeit, wo zu einem bestimmten p ein bestimmtes v gehört, sondern es ist so notwendig, wie es Dinge sind, 'wo eins das andere gibt'. Gesetze mögen schon dabei sein (...), aber doch ist immer auch etwas dabei, das so nur einmal und diesmal da ist. Und nebenbei bemerkt, zu diesen einmaligen Tatsachen gehören zum Teil auch wir Menschen."²⁵ Entschieden wandte sich Musil gegen alle Versuche, historische und soziale Wirklichkeiten auf einen einzigen Grund oder einen einzigen Kausalnexus zurückzuführen. "In Wirklichkeit", schrieb er 1922, "zerfließen die Ursachen schon bei den ersten Gliedern der Kette in eine unabsehbare Breite. Im Physischen haben wir uns geholfen (Funktionsbegriff). Im Geistigen sind wir ganz ohnmächtig. Die Intellektualität läßt uns im Stich. Aber nicht, weil der Intellekt seicht ist – als ob uns nicht auch alles andre im Stich ließe! – sondern weil wir nicht gearbeitet haben."²⁶

Was Musil forderte, war funktionalistisches Denken auch in bezug auf soziale und kulturelle Phänomene. Genau das war aber in der dominierenden Problematik der Zeit ein deutlicher Indikator für das, was überwunden werden sollte. Stellvertretend dafür Benn: Die Gegenwart signalisierte die "Auflösung der Natur", die "Auflösung der Geschichte. Die alten Realitäten Raum und Zeit: Funktionen von Formeln; Gesundheit und Krankheit: Funktionen von Bewußtsein; selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu fassen".²⁷ Sehr anders dagegen Musil, der das "Chaos" auch konstatierte, und der trotzdem nicht auf geschichtsphilosophische Konzepte setzte und auch nicht auf neue ontologische Bindungen aus war, sondern vom "Prinzip des unzureichenden Grundes" ausging und dafür plädierte, die Situation als "Gesamtlaboratorium" zu betrachten, in dem "die besten Arten Mensch zu sein durchgeprobt und neue erfunden" werden sollten.²⁸ Was allerdings einer flexibleren Ethik bedurfte: "Jedes ethische Geschehen", schrieb er 1921 im Anschluß an seine Beschreibung der Folgen des Kriegserlebnisses, hat "'Seiten'; nach der

²⁵ Robert Musil: Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 2, a.a.O., S. 1077, 1081 u. 1078.

²⁶ Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 1, a.a.O., S. 361.

²⁷ Benn, Expressionismus, a.a.O., S. 128.

²⁸ Musil Der Mann ohne Eigenschaften, a.a.O., S. 152.

einen ist es gut, nach der anderen bös, nach einer dritten irgend etwas, von dem erst recht nicht feststeht, ob es gut oder bös ist. Gut erscheint nicht als Konstante, sondern als variable Funktion. Es ist einfach eine Schwerfälligkeit des Denkens, daß wir für diese Funktion noch keinen logischen Ausdruck gefunden haben, der dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit genügt, ohne die Vieldeutigkeit der Tatsachen zu drücken; die Sittlichkeit wird so wenig an ihm zusammenbrechen wie die Mathematik daran gestorben ist, daß die gleiche Zahl das Quadrat zweier verschiedener Zahlen sein kann."²⁹

Diese Position, die das Streben nach eindeutiger Letztkohärenz der Wirklichkeit ablehnte, blieb nicht auf die zeitdiagnostische Essayistik beschränkt. 1928 stellte der Staatsrechtler Hermann Heller Schmitts Versuch, "soziale Homogenität" substantiell im Verhältnis von Freund und Feind zu begründen – was, nebenbei bemerkt, später dann "Artgleichheit" genannt wurde –, eine materiell-operative Konzeption entgegen, die er aus der "gesellig-ungeselligen Natur des Menschen" ableitete, nämlich "seinen beiden Wesenseigenschaften der Verschiedenheit und Gesellschaftlichkeit". Gesellschaftlichkeit war für Heller "niemals bloß eine Gemeinschaft natürlicher Art, sondern stets auch die geistige Entscheidung", etwas Künstliches also. Und das war alles andere als definitiv ontologisch begründbar. Heller insistierte auf der "ewig antagonistischen Struktur der menschlichen Gesellschaft" und betonte das essentiell Dynamische und damit stets Temporäre aller sozialer Struktur. "Soziale Homogenität", schrieb er, "kann (...) niemals Aufhebung der notwendig antagonistischen Gesellschaftsstruktur bedeuten", und realisierbar sei sie nur in Demokratie, deren "Spezifikum (...) in der genossenschaftlichen Bestellung und in der magistratischen, nicht souveränen Stellung ihrer Repräsentanten" bestehe.³⁰ Was Heller damit nicht nur gegen Schmitt, sondern auch gegen Teile der eigenen sozialdemokratischen Partei konzipierte, war der Versuch, soziale Kontingenz zu verwalten statt sie zu beseitigen.

Daß in den 20er Jahren geradezu eine strategische Dichotomisierung des Diskurses über die Moderne entstand, die schlicht unvereinbare Wirklichkeitserwartungen und ihnen entsprechende theoretisch-praktische Lösungskonzepte nebeneinanderstellte, mag an einer letzten Gegenüberstellung deutlich werden. Lukács hatte neben seiner Charakterisierung der metaphysischen Situation der Neuzeit als "transzendente Obdachlosigkeit" noch eine andere Wendung geprägt, die dann wahrhaft Epoche machen sollte: die Neuzeit war das Zeitalter der "transzendentalen Heimatlosigkeit". Darin steckte ein Impuls, den der Frühromantiker Novalis so ausgedrückt hatte: "Wo gehn wir denn hin? Immer nach

²⁹ Musil Die Nation als Ideal und Wirklichkeit, a.a.O., S. 1073.

³⁰ Hermann Heller: Politische Demokratie und soziale Homogenität. In: Ders., Schriften, Bd. II, Leiden 1971, S. 424, 428 u. 426.

Hause."³¹ Und noch 1947 prophezeite Ernst Bloch, eben hierauf finalisierten sich "Gesellschaft und Dasein", wenn sie "radikal werden" und verwirklichten "in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat."³²

Gegen diese Heimatempfindung, die in den 20er Jahren eben nicht nur eine völkische war, sondern die Wirklichkeitserwartungen quer durch das politische Spektrum färbte, überhaupt gegen das ganze Repertoire der positiven Erwartungsbegriffe im dominierenden Diskurs der Zeit wandte sich 1928 kategorisch Helmuth Plessner, indem er eine ebenso radikale Gegenposition bezog. Die conclusio seiner Einleitung in die philosophische Anthropologie, die die "konstitutive Heimatlosigkeit" des Menschen aus der "Exzentrizität seiner Lebensform, seinen Stehen im Nirgendwo" ableitete, war: "Will er die Entscheidung, so oder so, - bleibt ihm nur der Sprung in den Glauben. (...) Letzte Bindung und Einordnung, den Ort seines Lebens und seines Todes, Geborgenheit, Versöhnung mit dem Schicksal, Deutung der Wirklichkeit, Heimat schenkt nur Religion. (...) Wer nach Hause will, in die Heimat, in die Geborgenheit, muß sich dem Glauben zum Opfer bringen. Wer es aber mit dem Geist hält, kehrt nicht zurück." Und emphatisch dann: "Ein Weltall läßt sich nur glauben. Und solange er glaubt, geht der Mensch 'immer nach Hause'. Nur für den Glauben gibt es die 'gute', kreisförmige Unendlichkeit, die Rückkehr der Dinge aus ihrem absoluten Anderssein. Der Geist aber weist Mensch und Dinge von sich fort und über sich hinaus. Sein Zeichen ist die Gerade endloser Unendlichkeit. Sein Element ist die Zukunft. Er zerstört den Weltkreis und tut uns wie der Christus des Marcion die selige Fremde auf."³³

VII

Die Selbstverständlichkeit, mit der ontologische Bindungen als seinsnotwendig vorausgesetzt und definitive Qualitäten in einer homogenen Wirklichkeit gewünscht wurden, legte den dominierenden Diskurs der klassischen Moderne auf Problemstellungen und Lösungskonzepte fest, die mit Modernität von Anfang an kollidieren mußten. Wo Modernität kritisch als widerständige und inkohärente Wirklichkeit erfahren, Heterogenität als verlorene Kohärenz, Pluralität als nivellierende, entwertende und alle Qualitäten vernichtende Relativität gedeutet, und die Situation schließlich als "transzendente Heimatlosigkeit" in

³¹ Novalis. Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Bd. I, München 1978, S. 373.

³² Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Bd. 3, Frankfurt/M. 1979, S. 1628.

³³ Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. In: Ders., Gesammelte Schriften. Bd. IV, Frankfurt/M. 1981, S. 419f bzw. 424f.

einer "kontingenten Welt" begriffen wird, da geht es konsequenterweise darum, einen definitiven sinnhaften Grund unter die Welt und eine definitive Finalität in die Geschichte zu setzen – und sei es durch die Suspendierung der Geschichte selbst im Millenarium, so oder so. Es geht darum, weniger eschatologisch gesagt, das, was als "Kontingenz" begriffen wird, zu "bewältigen" oder doch so weit zu marginalisieren, daß es zu einer *quantité négligeable* würde – sei es durch die souveräne Setzung neuer Kohärenz in der Linie Schmitt-Lukács, durch ihre Evokation mittels neuer ästhetischer Technologien im Sinne Benjamins und Kracauers, oder aber durch die bewußt regressive Wiederbelebung nationaler und am Ende dann "rassischer" Wesensmerkmale als dem harten Kriterium der "Artgleichheit": das war die "völkische" Variante.

Die verschiedenen Optionen im dominierenden Diskurs der Klassischen Moderne konvergieren in dieser Strategie der Kontingenzbewältigung – trotz ihrer erheblichen inhaltlichen Unterschiede, ihrer strategischen Unvereinbarkeiten und ihrer unversöhnlichen politischen Differenzen. Und es gibt zwischen den verschiedenen politischen, sozialen, philosophischen und ästhetischen Positionen dieses Diskurses Kongruenzen, die ihre je besonderen Problemstellungen und Lösungskonzeptionen strukturell gleichartig formieren – Kongruenzen, die nicht erst im Stadium der ideologischen Zuspitzung dieser Positionen Ende der 20er Jahre entstanden, wie oft behauptet worden ist, sondern schon ihrer diskursiven Tiefenstruktur anhafteten.³⁴ Pointiert gesagt: Die inhaltlich differenten und politisch disparaten Optionen im dominierenden Diskurs der Klassischen Moderne sind angesichts von Modernität im definierten Sinne von ihren Problematisierungskriterien, ihren Wirklichkeitserwartungen und der Struktur ihrer Lösungskonzepte her betrachtet geradezu austauschbar. Und die theoretisch entscheidende Dichotomie im Diskurs der 20er Jahre ist deshalb nicht die zwischen 'rechts' und 'links' oder 'konservativ' und 'progressiv', sondern zwischen Positionen und Konzepten, die von ihrer diskursiven Beschaffenheit her zwingend auf Kontingenzaufhebung zielten – so oder so –, und solchen, die etwas anvisierten, was man Kontingenztoleranz nennen könnte, und was als soziales Dispositiv des Kontingenzmanagements absolute Lösungen prinzipiell ausschließt.

(revidierte Fassung. Erstfassung in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 39, 1991, S. 675-687.)

³⁴ Vgl. z.B. König, Zur Soziologie der Zwanziger Jahre, a.a.O., S. 105.